

Laudatio auf Adam Zagajewski

Von Michael Krüger

Meine Damen und Herren.

Ich weiß nicht, ob Sie heute erschienen sind, um den bereits von Ihnen verehrten Dichter und Essayisten Adam Zagajewski zu hören und zu sehen, oder ob Sie gekommen sind, weil Sie nichts oder fast nichts von ihm kennen, aber kennen lernen möchten.

Für beides sprechen gute Gründe.

Wer den Essayisten und Dichter – oder besser umgekehrt: Den Dichter und Essayisten Adam Zagajewski – zu den bemerkenswerten Schriftstellern der europäischen Moderne zählt, wird wohl jede Gelegenheit nutzen, diesem „weltlichen Mystiker“, wie ihn Derek Walcott genannt hat, einmal persönlich zu begegnen. Wer noch nichts von ihm kennt, kann sich auf einen schönen Herbst freuen, denn da ein großer Teil des Werkes unseres Preisträgers ins Deutsche übersetzt wurde, haben Sie nun alle Gelegenheit, sich mit diesem dichtenden Denker oder denkenden Dichter auseinanderzusetzen, seiner ganz eigenen melancholischen Melodie nachzuhorchen, der es mühelos gelingt, die großen Fragen nach dem *Großen Ganzen* und die nicht weniger wichtigen *Großen Fragen* nach den kleinen Dingen in seine poetische Sprache zu ziehen und zu verwandeln.

Adam Zagajewski ist Pole, in Lemberg in der heutigen Ukraine geboren, hat aber große Teile seines Erwachsenenlebens mehr oder weniger freiwillig im Ausland verbracht. In Berlin, damals noch nicht die Hauptstadt eines nicht mehr geteilten Deutschlands, in Paris, der Hauptstadt des 19. Jahrhunderts, und in Austin / Texas, New York und Chicago, allesamt Inbegriffe von molochartigen Städten, aber auch, und das ist das Ambivalente, Brutstätten der Wissenschaft und des poetischen Weltaufhellungsgeistes. Als Adam noch in oder bei Paris lebte, hat er folgende Geschichte über Polen aufgeschrieben, die besser als meine Umschreibungen die Situation in der Zeit um 1980 festhalten:

„Jemand, der gerade aus Polen zurückgekommen war, und sich mit mir in einem kleinen Café bei der Kirche von Saint-Sulpice traf, erklärte mir leidenschaftlich, wie er die gegenwärtigen Wandlungen in Polen versee. Hier im Westen, sagte er, wird seit langem Porzellan zerschlagen, d.h. man zerstört auf verschiedene Weise –

analysierend, spottend politisch – Gott und die Götter Europas, angefangen von Religion und Ehrfurcht vor dem Leben bis hin zum Respekt vor dem Parlamentarismus. Bei uns wächst dieses Porzellan dank der oppositionellen Bewegung, dank Solidarność, dank dem Glauben, der Energie und der Opferbereitschaft wieder zusammen, und die schönen Krüge und Teller sind wieder heil, wie früher, wie einst.

Ein sehr guter Vergleich, sage ich. Aber man braucht Klebstoff, um zerschlagenes Porzellan zu reparieren. Die Krüge, Teller und Tassen sind geklebt. Ich bin überzeugt, das ist ein erstklassiger Klebstoff, der lange halten wird. Doch man darf nicht vergessen, dass diese Tassen geklebt sind. Die Fragen und Zweifel, die man an den Gegenständen aus Porzellan hegte, lassen sich nicht vergessen, sie stecken in ihnen wie die Risse in einem geklebten Teller. Man muss sie berücksichtigen. Darf sie nicht vergessen. Vorsichtig muss man die Teller tragen, gerade, weil das Pflaster holprig ist und die Pfützen tief sind.“

Ist dieser kurze Text, die Wiedergabe eines Gesprächs über die Kopfschmerzen von Polen, nicht auch eine Poetik? Wir können im Ernst nicht behaupten, dass wir die Wörter, die das *Große Ganze* beschreiben – die Wahrheit, das Böse, das Schöne, die Gesellschaft und wie sie alle heißen, gar nicht zu reden von Gott, der Verheißung, der Gnade usw. - dass wir diese Wörter arglos, naiv oder auch nur unschuldig in den Mund nehmen können in der Hoffnung, dass alle sofort wissen, was gemeint ist. Wir müssen vorsichtig mit ihnen umgehen, in dem Bewusstsein, dass sie, weil sie schon einmal zu Bruch gegangen sind, äußerst fragil sind. Sie sind geklebt. Andererseits, und darauf bestehen die Dichter, müssen wir sie gebrauchen, und zwar nicht etwa deshalb, weil es kein anderes Porzellan, will sagen: keine besseren Begriffe gibt, sondern weil wir uns nicht verstehen würden und die Welt in einem Chaos untergehen müsste. Natürlich gibt es viele Möglichkeiten, Liebe zu empfinden, aber wenn einer immer nur Hass versteht, wenn von Liebe die Rede ist, dann können wir einpacken. Die großen Worte, die das *Große Ganze* ausmachen, sind einfach gesprungen, und jeder sieht, dass sie geklebt sind, und jeder weiß, dass der Klebstoff nicht eine Ewigkeit hält und doch: es sind unsere Begriffe, die unsere Welt und unsere inneren Verhältnisse beschreiben. - Es sind unsere Teller, aus denen wir täglich essen.

Adam Zagajewski ist Pole, und die vielen polnischen Kopfschmerzen, von denen eine erkleckliche Menge von Deutschen verursacht wurden (um nicht von Deutschland zu sprechen), aber auch von Russen oder gewiss auch von Polen selber, die vielen Kopfschmerzen haben natürlich auch in der polnischen Poesie und ganz augenfällig in der Dichtung Adam Zagajewskis Spuren hinterlassen. Aber, und das ist das Schöne, das überwältigend Schöne seiner Arbeit: er hat in einem langen, verwickelten Prozess seinen Kopf aus der politischen Schlinge ziehen können und wieder klar bekommen, um – wie vermittelt auch immer – ein Werk zu schaffen, das heute in seiner Verbindung von poetischer Reflexion und dichterischer Praxis einzigartig dasteht.

Das zeigt sich schon in seinem Essay „1983“ aus dem in jeder Hinsicht aufregenden Band „Solidarität und Einsamkeit“, in dem unser Preisträger versucht, die Veränderungen nicht nur in politischer, sondern eben auch in kultureller Hinsicht zu beschreiben. Zagajewskis Witterung für Mutationen, Risse, winzige Verwerfungen auf der einen Seite, sein Sinn für Kontingenzen, für Zufälle andererseits, und drittens, sein Wissen, dass auch das Neue nur eine Variante des Alten sein kann, d.h. dass auch durch neue Formen des Umgangs die alten Formen erkennbar bleiben, macht die Lektüre, die eben nicht von A nach B geht und damit einen Sachverhalt als erledigt betrachtet, so reizvoll und fesselnd.

Es ist ja eine der deprimierendsten Erfahrungen unserer Zeit, dass der Mensch aus allen Revolutionen immer wieder als der Alte hervorgeht, auch wenn wir es nicht wahrhaben wollen.

„Wir leben in einer Epoche sklerotischer Ideologie“, schrieb Adam damals, und verlieren nachgerade die lebendige, gesunde, von Kategorien nicht zerschnittene Wirklichkeit aus den Augen. Aber sie existiert. Und sie wird viel größer, umfassender, als den Ideologien lieb ist. Freude, Schmerz und Trauer haben keinen Platz im engen Kreis der Ideologie. Die hohen Eichen und ihre roten Blätter spotten der Ideologie. Die Sterne des Herbstes gehen über die Ideologie hinaus. Die junge Katze ahnt nichts von den Netzen der Ideologie, sie will fressen, spielen und schlafen.“

An welchem Ort – fragt er – kann man leben, ohne den geschichtsphilosophischen Sirenenklängen zu verfallen? Damals, Anfang der achtziger Jahre, war es die lange verpönte Mitte. Adam schreibt: „Also in der Mitte zu sein, ohne dem Einfluss des negativen Geistes zu erliegen oder beim allzu positiven Geist Zuflucht zu nehmen; nicht verzweifeln, nicht die moderne Zivilisation verdammen, gegen den Totalitarismus sein, aber sich nicht ausschließlich durch diese Gegnerschaft

definieren, in der Mitte zu sein, ohne zu weinen, ohne zu schreien, ohne ungewöhnliche, utopische Pläne zu hegen. In der Mitte zu sein, das heißt auch, das ganze Spinnwebgewebe der Widersprüche zu sehen, in dem wir unvermeidlich stecken, und es nicht zerreißen zu wollen.“

Wie ist diese Ambivalenz zu ertragen? Jeder tut es auf seine Weise, freiwillig oder gezwungenermaßen. Für Adam Zagajewski, den Dichter (er nennt den Dichter übrigens den älteren Bruder des Philosophen) lautete die Entscheidung, das Land für einige Jahre zu verlassen – und das heißt auch, in die Einsamkeit zu gehen, um den erleuchteten Augenblick nicht zu verpassen. „Die Einsamkeit, schreibt er in einer seiner Kalendergeschichten, ist nichts Melancholisches und Trauriges, sie muss es nicht sein, keineswegs. Sie kann, im Gegenteil, mit dem Erlebnis der Fülle einhergehen. Angesichts des Reichtums der Welt sind wir oft hilflos und nehmen nur einzelne Fragmente, kleine Fetzen wahr. Dasselbe geschieht, wenn wir im Museum vor einem Gemälde stehen: Wir müssen einpaar Schritte zurücktreten, um das ganze Bild zu erfassen. Einsamkeit ist gerade diese Entfernung um einige Schritte. Es gibt doch zwei Reichtümer, zwei Kräfte, die sich sehr ähneln und doch ganz verschieden sind. Die eine ruht mitten in der Welt, in Menschen, die tätig sind, kämpfen und lieben. Ihr Urheber ist Gott. Die andere dagegen äußert sich in Bildern, Büchern, in Musik und Filmen – sie ist das Echo der Ersten. Sie wird von Menschen gemacht. Die Einsamkeit ist die stille Zone zwischen den zwei Getösen.“

Adam tritt einpaar Schritte aus seinem Land zurück und wird Dichter, der heute auf der ganzen Welt gelesen wird – ganz so, wie viele seiner polnischen Dichterkollegen auf der ganzen Welt gelesen werden: Czesław Miłosz, der als Diplomat nach dem Krieg nicht nach Polen zurückkehrte und Professor in Berkeley wurde, auch er ein denkender Dichter, mit dem Adam sehr eng befreundet war. Er starb in Krakau, in der Nachbarschaft unseres Preisträgers, der nach seiner Weltumkreisung sich auch in Krakau niedergelassen hat. Wisława Szymborska, wie Miłosz mit dem Nobelpreis ausgezeichnet, ebenfalls aus Krakau. Der unvergessene ironische Melancholiker Zbigniew Herbert aus Lemberg, auch er ein polyglotter Reisender, der auf seinen Wanderungen oft in Deutschland Station gemacht hat. Tadeusz Różewicz, 1921 in Radomsk geboren, der Dichter nach dem Ende der Dichtung, der im vergangenen Jahr hoch betagt verstarb. Oder die bei uns erst kürzlich entdeckte Julia Hartwig, Übersetzerin französischer Poesie und großartige minimalistische Dichterin, die in Lublin geboren wurde, heute mit über neunzig Jahren in Warschau lebt. Verglichen

mit diesen Dichtern, - und das sollte Adam sich zu Herzen nehmen - die alle sehr alt wurden und dennoch sehr produktiv blieben, ist Adam ein junger Mann, trotz seiner für die hinter dem damaligen Eisernen Vorhang geborenen Dichter typischen ausschweifenden Biographie. Er zitiert gerne den glühenden Nationalisten Maurice Barrès, der in seinen cahiers geschrieben hat: „Dem Nationalismus fehlt das Unendliche.“ Und Adams Antwort darauf, sehr einfach: „Verhältnismäßig spät, später als andere Leute, wählte ich die Poesie als Ziel meines Suchens.“ Es ist erstaunlich, dass so viele Hochbegabte in Polen zu Dichtern wurden, dass die wahrnehmende Empfänglichkeit für die Erscheinungen der Welt, wie sie in besonderer Weise das Gedicht auszeichnet, in Polen so ausgeprägt existiert.

Apropos Krakau: Adam hat ein bewegendes Buch über die Stadt, in der er studiert hat und heute wieder lebt, geschrieben: „Ich schwebe über Krakau.“ Es ist eines dieser poetischen, klugen, witzigen, seine Gelehrtheit hinter wunderbaren Formulierungen versteckten Bücher, die man immer wieder lesen kann und muss, weil in ihnen eben nicht nur die Geschichte und das Leben der Bewohner der Stadt eingegangen ist, nicht nur der Pflasterstein zeigt sein Profil, sondern auch der Student, der diesen Pflasterstein getreten hat. Dabei lernt Adam die Stadt unter äußerst widrigen Umständen kennen, nämlich im Winter: „Draußen waren der Kommunismus und der Frost, und war kein Frost da, ging einem der unablässige Nieselregen auf die Nerven. Die Stahlwerke von Nowa Huta und Skawina sandten ihre Giftgase herüber, man tat gut daran, zu Hause zu bleiben.“

„Aber“, schreibt er, „die Stadt war dennoch schön. Die Leichtigkeit der Renaissance erhob sie über den Schlamm und die Gemeinheit des Herbstes, über das nicht endende Sfumato des Nieselregens. Einpaar Tropfen Renaissance genügten, und die Stadt erhob sich, überwand die tödliche Reglosigkeit der allzu massiven Architektur. Schwer wie Blei, leicht wie Renaissance. Stets war sie gefährdet durch ein Übermaß an Last wie eine Dame in mittleren Jahren, die verzweifelt gegen das Übergewicht ankämpft. Sie war bedroht durch den Herbst und den Schmutz und die grauen nassen Streifen an den Mauern und die zu vielen Alkoholiker... Ohne die paar Tropfen Renaissance wäre Krakau im Sumpf ertrunken wie so viele andere düstere Städte... Aber hier [in Krakau] öffneten sich die Plätze, öffnete sich der riesige Raum des Markplatzes, man konnte aus dem Gewirr der Gassen, Tore, Höfe und Balkone an das Tageslicht der Renaissance treten und tief Luft holen, in der sich bereits der Lenz anzukündigen schien.“

Das war mein erster Herbst in dieser Stadt, ein kühler, verregneter Herbst. Ich glaube, ich erinnere mich an jeden einzelnen Tag. Ich erinnere mich an den herbstsäuerlichen Geruch des verwesenden Laubes und den süßlichen des Rauchs der Feuerstellen, an den Schmutz und an die Verschlafenheit mancher Straßen. Doch ich bewunderte diese Stadt, war von ihr begeistert, denn ich fand hier die durch Krieg nicht unterbrochene Kontinuität des Lebens. Es war das Jahr 1963, ich war achtzehn Jahre alt.“

Was nun folgt, ist die Entwicklung des Künstlers als junger Mann, der sich und seine Vorstellung von Kultur gegen die neuen Methoden der kommunistischen Erziehung durchsetzen muss. Ihm hilft dabei die Entdeckung eines Landes, das nur über ein kleines Territorium verfügt und keine Armee unterhält, dafür eine Quelle besitzt, in der sich der blau Himmel und zerfetzte Wolken spiegeln: „Dieses Land, schreibt Adam Zagajewski, hat die Eigentümlichkeit, dass es manchmal von der Erdoberfläche verschwindet – sogar für längere Zeit. Es verschwindet wie die Schwalben, die in den Süden fliegen – und zurück bleiben nur ihre archaischen Nester unter den Dachfirsten, kleine Kinnvorbauten der Dächer.“ Es ist, Sie werden es gemerkt haben, das Land der Poesie.

In Eichendorffs Gedicht „Der Pilger“ heißt es: „Wir sehnen uns nach Hause und wissen nicht wohin“ – denn dieses Land besteht eben zu großen Teilen aus reiner Sehnsucht, die sich natürlich nie zu Milch und Honig materialisiert.

Dieses Land zu finden, helfen ihm einige der alten Professoren, die in der neuen Zeit schon ausgemustert wurden, wie z.B. der Professor Szumann, der noch Witkiewicz und Bruno Schulz kannte. „Ich vergegenwärtigte mir jene nicht mehr existierende, von Deutschen und Russen zerschossene Kultur, die großen, schönen Wohnungen, die Bilder an den Wänden, die riesigen Bücherschränke, schreibt Adam Zagajewski, vor allem aber die Klarsicht und die geistige Freiheit jener Menschen, die sich ihre Überzeugungen selber auswählten, ihren Pessimismus, und die noch nicht im Schatten des Molochs der einen einzigen aggressiven Partei lebten. Sie hatten ihre Wahl getroffen, resümiert der Autor: Im düsteren Licht der dreißiger Jahre priesen sie nicht – wie viele ihrer Zeitgenossen in anderen Ländern Europas – die radikalen, hysterischen Lösungen des Hitlerismus oder des Kommunismus, schwangen sich nicht auf zu Anwälten der Wirklichkeit, um zu predigen, dass alles, was real sei, auch vernünftig sei.“

Dazu gehört auch eine fromme Tante, die mit einem klassischen Philologen verheiratet war, einem Agnostiker und Antiklerikalen. Der Tante war ein junger Vikar in der St. Florians-Kirche aufgefallen, den sie zum Abendessen einlud und der sehr bald zu einem häufigen Gast wurde, weil er mit dem agnostischen Hausherrn gerne theologische Dispute führte. Rings um die Diskussionen bei den bescheidenen Abendessen – schreibt unserer Preisträger – erstreckte sich die provinzielle, von Stalin unterworfenene, kommunistische Stadt. In schwarzen Limousinen wurden die Würdenträger des neuen Systems herumgefahren, Menschen mit quadratischen Gesichtern und stieren Blicken. Tausende Referate und Gesprächsrunden handelten von der Nichtexistenz Gottes. – Der junge Priester hieß übrigens Karol Wojtyła.

Man könnte das ganze Buch vorlesen, weil auf jeder Seite große Entdeckungen gemacht werden, in der Literatur, in der Musik, im Leben, und weil der Ton, die Färbung dieser poetischen Prosa einen nicht loslässt. Deshalb noch ein Beispiel: „Ich las viel. Eines Tages – ich habe das Datum vergessen und ich weiß nicht einmal, welchen Autor ich damals las, Bruno Schulz oder Marcel Proust – machte ich eine Entdeckung, die alles veränderte. Ich entdeckte – bitte nicht lachen, dass es eine geistige Welt gibt, von großen Schriftstellern beschrieben. Ich sah, dass es neben der trivialen, empirischen Wirklichkeit das Reich der Imaginären gibt, das im Grunde dieselbe, fassbare, sichtbare und duftende Welt ist, allerdings bereichert um ungezählte Scharen von Geistern und Schatten. Ich begriff nicht, in welchem Zusammenhang diese beiden Regionen miteinander standen und was für Bindungen sie eingingen, ich war aber sicher, dass ihre gleichzeitige Identität und Verschiedenheit genauso geheimnisvoll und wesentlich ist, wie der ontologische Status der heiligen Dreifaltigkeit.“

Schöner kann man die epiphanische Entdeckung der eigenen, anderen Welt der Literatur nicht beschreiben.

Der junge Mann wird also Dichter, und ich nehme mal an, er wird hier vor allem als Dichter und Essayist ausgezeichnet und nicht als Romancier, obwohl Adam zwei Romane geschrieben hat, die sehr lesenswert sind: „Das absolute Gehör“ und „Der dünne Strich“. Vielleicht teilt er das Schicksal mit dem Namenspatron dieses Preises, dessen Roman „Ahnung und Gegenwart“ seltsamerweise keiner mehr kennt. Aber warum alle Welt den „Taugenichts“ liest, aber nicht „Eine Meerfahrt“ von Peter von Matt, immerhin als deutsches Pendant zu Joseph Conrads „Heart of Darkness“ erklärt, wissen nur die Götter des Nachruhms, die bekanntlich faul und leseschwach sind. Joseph Conrad, Sie wissen es, war auch ein Pole.

Ein polnischer Dichter schreibt anders als seine westeuropäischen Kollegen. Schwer und ohne Hoffnung, sich davon zu befreien, hängt ihm die Geschichte wie ein Stein um den Hals und hindert ihn, der Zukunft fröhlich entgegenzublicken. Das gilt für die Generation der Zwischenkriegszeit, aber auch noch für die Dichter, die unmittelbar nach dem Kriege geboren wurden wie Adam Zagajewski. „Im Polen der letzten sechzig Jahre – schreibt er und in der Emigration – denn polnische Literatur entstand bekanntlich auch in Paris, in Argentinien und Kalifornien – war Schreiben keine akademische, blutleere, marginale Hirntätigkeit, es beschränkte sich nicht auf das individuelle Suchen nach Schönheit, auf das flaubertsche Ringen in der Sprache, auf das gewissenhafte Aufzeichnen von Ereignissen. Es war eher wie ein glühender, brausender Keramikofen, in dem, bei hohen Temperaturen und vor den Augen begieriger Zuschauer, vor den Augen aufmerksamer Polis-Bürger, die Gefäße von Poesie und Prosa gebrannt wurden.“ Mit anderen Worten, diese Gedichte verdanken sich einer existentiellen Notwendigkeit. Es gibt einen kleinen sehr frühen Text von Adam, der diesen Sachverhalt auf nüchterne Weise benennt. Er heißt: Gedichte über Polen:

Ich lese Gedichte über Polen, geschrieben
Von fremden Dichtern. Deutsche und Russen
Haben nicht nur Gewehre, auch
Tinte, Federn, auch etwas Herz und viel
Phantasie. Das Polen in ihren Gedichten
Erinnert an ein verwegenes Einhorn,
das von der Wolle des Gobelins sich nährt, das
schön ist, schwach und unvernünftig. Ich weiß nicht,
worin der Mechanismus der Täuschung besteht,
aber auch mich, den nüchternen Leser,
betört dieses märchenhafte, wehrlose Land,
von dem sich die schwarzen Adler „die hungrigen
Kaiser“, das Dritte Reich und das Dritte Rom ernährten.

Gedichte, meine Damen und Herren, lassen sich nicht beschreiben, sie müssen erfasst werden. selbst wenn ich alle Details eines Gedichts sorgfältig aufzähle, die geschickten Enjambements erwähne und die Metaphern lobe, die aus einem Gegenstand etwas anderes machen, wenn ich den ganzen Metabolismus rühme, die Verwandlungen und Sprünge, die in den Himmel aufreißen oder ein schwarzes Loch

bilden, in dem die Erde versinkt und mit ihm der Mensch, wenn ich Silben und Zeilen zähle und dadurch auf interessante Kombinationen komme – so habe ich dennoch nicht das Gedicht selber erfasst. Das Gedicht ist mehr als die Beschreibung seiner Teile, deshalb lässt es sich nicht herstellen. Selbst wenn ich alle Betriebsanleitungen fürs Gedichtemachen studiert habe und weiß, wie ein Reimlexikon zu benutzen ist, so bin ich noch lange nicht ein Dichter.

Diese Ihnen allen gewiss vertraute Feststellung hat jeder gemacht, der in der Schule Gedichte interpretieren sollte. Am Schluss hatte man seine drei Seiten voll geschrieben, unter denen das Gedicht verschwunden war. Aber es lebt noch! Oft erinnert man sich nach Jahren an ein Gedicht, das in einem geschlummert hat wie eine schläfrige Katze, die plötzlich erwacht. Man kramt das Gedicht wieder hervor, liest es und ist begeistert oder verstört: wie konnte so ein kostbarer Schatz so lange in einem ruhen, ohne dass man es gemerkt hat.

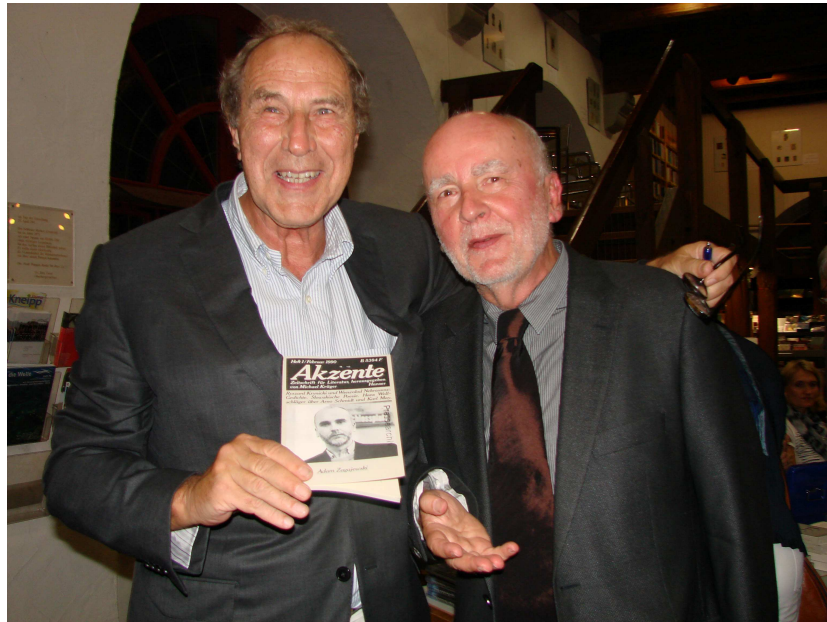
99,9 % der Menschen kommen ohne Gedichte aus. Sie lesen Kriminalromane und Börsennachrichten, illustrierte Zeitschriften und Bedienungsanleitungen für Küchengeräte. Bei manchen dauert es lange, bis sie merken, dass etwas fehlt, manche merken es nie. Unsere Welt ist so eingerichtet, dass auch die, die nicht merken, dass etwas fehlt, als unbescholtene Bürger gelten. Aber es fehlt etwas! Und je länger wir in dieser eingeschlagenen Richtung weiterleben, desto größer werden die Verluste. Die Dichter sind die ersten, die spüren, dass etwas fehlt. Adam Zagajewski ist einer der bedeutendsten unter ihnen.

Ich habe nicht versucht, Ihnen seine Geschichte zu erklären, die müssen Sie selber lesen oder hören. Ich habe nur versucht, Ihnen von der Haltung dieses Dichters, und meist in seinen eigenen Worten, zu erzählen. Ansonsten ist er einer wie wir. Er trägt einen Anzug und gutes Schuhwerk und fällt nicht durch sonderbares Benehmen auf. Aber er schaut noch einmal hin, wenn die meisten sich schon abgewandt haben, und plötzlich sieht er ein Bild. „Das Bild ist für mich das Wesen des Schreibens“, hat Adam Zagajewski einmal gesagt. Und: „Auch ich verstehe meine Gedichte nicht ganz. Das ist das Süße und das Wunderbare an der Lyrik: dass wir nicht ganz verstehen, was wir herstellen.“

Es kommt also auf den Leser an, es kommt auf Sie an. Sie haben mit Adam Zagajewski einen der besten europäischen Dichter gewählt, der in seinen Gedichten die große europäische Tradition fortführt; einen polnischen Dichter, der in seinen Essays auf einmalige Weise das europäische kulturelle Erbe verteidigt; einen internationalen Geist, der die Kulturen vergleichen kann; und Sie haben einen wunderbaren Menschen gewählt.

Lieber Adam: Herzlichen Glückwunsch zum Eichendorff-Preis.

Wangen im Allgäu, 20. September 2014



Michael Krüger (rechts im Bild) mit Adam Zagajewski nach der Preisverleihung.

Foto: © Johannes Rasim